

von Markus Gölzer

Illustration: Nina Pagalies



Die Tanzenden Türme

Schon als ich die schiefe Silhouette in der Tür sah, ahnte ich: Das war's mit dem ruhigen Feierabenddrink. Ich versuchte, mich am Tresen noch unauffälliger zu machen, wie ich es als sozialer Wohnungsbau in Deutschland ohnehin schon war. In meinem Innersten war mir natürlich klar, dass ich gerade wegen meiner seltenen Erscheinung auf immer mehr Leute eine besondere Anziehungskraft ausübte. Und tatsächlich kamen seine unsicheren Schritte hinter mir zum Stehen.

Den Blick starr nach vorn gerichtet, beobachtete ich im Borspiegel, wie sich ein Kerl wie ein Turm neben mir niederließ. Oder besser gesagt: mehrfach versuchte, den Barhocker zu treffen, statt Hosen- und Kneipenboden eins werden zu lassen. Mein Gott, hatte der Typ einen im Dachstuhl. Endlich schien er, wenn auch schwankend, halbwegs sicher zu sitzen und betrachtete sich mit unverhohlenem Wohlgefallen im fleckigen Spiegelglas. Ein selbstverliebter Trunkenbold hatte zumindest den Vorteil, dass er mich wohl in Ruhe lassen würde. Ich hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, da drehte sich sein Spiegelbild zu meinem, legte die Stahl-Glas-Pranke auf meinen Arm und fragte mit erstaunlich hoher Stimme: „Auch einen Kurzen Propangas, Kumpel?“

Meiner Antwort, dass er heute wohl doch schon genug Schlagseite hätte, hielt er ein undeutliches „Ich schwanke nicht. Ich swinge“ entgegen, und schon waren wir im Gespräch. So sehr ich meine Ruhe schätzte, so großen Wert lege ich als Prestigeobjekt der Sechziger darauf, die Form zu wahren. Also reichte ich meinem neuen Abendbegleiter die Waschbetonhand, wir stellten uns vor und er schien aufrichtig überrascht, dass ich noch nie von ihm gehört hatte.

„Kalle, der Rechte! Von den Tanzenden Türmen. Das Wahrzeichen von St. Pauli. Mein Bruder und ich waren angetreten, den Kiez schick zu machen!“ Dann lies er sein mächtiges Kinn auf die Brust sacken: „Und dabei ist es leider geblieben.“

„Dass der Bursche irgendwo aus St. Pauli, Altona oder Hafencity sein musste, hatte ich auf den ersten Blick erkannt: kantige Silhouette, poliertes Glas, ebenso eitel wie einfalllos in der Erscheinung. In den letzten Jahren war die Zahl dieser Typen virulent gestiegen, sie lungerten am Elbufer

herum, und größer als ihre Selbstüberschätzung war nur ihre Erfolglosigkeit. Viele standen leer und funktionierten nur noch als bloße Steuersparmodelle, aber das kam diesem faulen Pack wahrscheinlich noch entgegen. Der hier allerdings schien bei genauerem Hinsehen doch anders zu sein. Bescheiden. Sensibel. Geknickt, zumindest äußerlich. Und in jedem Fall schräg genug, um seine Geschichte anzuhören. Die Geschichte des einsamsten Tänzers aller Zeiten.

Alles hatte so vielversprechend begonnen. 2003 gewannen Kalle und sein jüngerer Bruder Ole als „Die Tanzenden Türme“ den Casting-Wettbewerb „St. Pauli braucht nichts dringender als ein Superbürohaus“. Schnell und für deutsche Verhältnisse einmalig pünktlich wurden sie hochgezogen, und der ausführende Super-Starchitekt widerstand sogar der Versuchung, ein Schiff aufs Dach zu stellen – wenn auch für den Preis fortwährend Schlaflosigkeit inklusive Schweißausbrüchen und Schreianfällen.

So dancte das Brüderpaar am Tag und in der Nacht, bestaunt von Touristen, Besuchern des angrenzenden Mojo-Clubs und sogar von Nachbarn und Anwohnern. Von letzteren mit Abscheu bei regelmäßigen Demonstrationen gegen das Gentrifings. Um sie herum veränderte sich St. Pauli weiter vom bunten Viertel zum austauschbaren Besserverdigner-Ghetto, und nicht wenige sahen in den Tanzenden Türmen ein Symbol für den Niedergang.

Das juckte die beiden nicht mal periphär, sie waren ganz oben und tanzten alle Kritik einfach weg. Doch dann begab es sich, dass sich Ole und ein Siebzigerjahre-Mietshaus aus St. Pauli-Nord namens Lara ineinander verliebten. Der Altersunterschied störte nicht, ganz im Gegenteil. Der turmhohe Tänzer freute sich über die Vorzüge einer Freundin mit Vergangenheit, und Lara wurde nicht müde, mit ihrem stattlichen jungen Kerl anzugeben. Sie verbrachten Tag und Nacht, sich liebend, tanzend, über Gott und die Welt diskutierend und sich wieder liebend. Und das ganze Viertel freute sich über das ungleiche Paar, das in kälter werdenden Zeiten etwas Wärme über St. Pauli brachte.

Der Einzige, der angesichts der verwohnten und irgendwie auch sozial angehauchten Lara noch früher als sonst Gewitterwolken aufziehen sah, war Kalle, der Rechte. Waren sie doch angetreten, den Kiez zu mon-

dänisieren. Stattdessen tanzte sein kleiner Bruder neuerdings in einer Astrabierfahne und fand Disco auf einmal uncool.

Immer stärker wuchs in Kalle die Angst, dass diese Liebe ihrer gemeinsamen Karriere das Fundament entziehen würde. Und noch nie hatte er so ungern Recht gehabt, wie er mir zwischen zwei weiteren Gläsern Propangas schluchzend offenbarte:

Eines unschönen Tages, sie übten gerade einen besonders schlichten Schlager-Move ein, hielt der junge Ole plötzlich inne: „Sag mal, wo sind eigentlich die Leute?“ Kalle versuchte, allein weiterzuschunkeln und blickte seinen Bruder fragend an.

„Wie? Welche Leute? Schlagermove ist doch erst Samstag.“

„Die Leute. Die Menschen. Die in uns leben. Denen wir ein Zuhause geben.“

Jetzt war Kalle endgültig die Lust am Schwofen vergangen: „Wieso ein Zuhause? Wir sind Bürotürme.“ Ole hatte jetzt wieder begonnen, auf und ab zu tänzeln, wenn auch aus Zorn.

„Heute hat mich Lara gefragt, wie hoch mein Mietwohnungsanteil wäre. Und ich musste ihr sagen: Null. Null. Und nochmals Null. Und das bei 90.000 fehlenden Wohnungen in Hamburg! Sie hat mich ausgelacht und gefragt, was ich denn für ein Hochhaus wäre. Dann hat sie mich angeschrien, dass ich der hohlste Typ wäre, den sie jemals kennengelernt hätte, und weg war sie!“

Der letzte Satz war so gebrüllt, dass die Fenster der umliegenden Häuser angstvoll erzitterten, und Kalle war froh, dass Menschen grundsätzlich nur auf sich selbst hörten und an nichts anderes als sich selbst dachten. Er redete beruhigend auf seinen kleinen Bruder ein:

„Unsere Leistung ist viel wertvoller als die von Wohnhäusern. Wir stehen für artgerecht gehaltene Angestellte. Sie arbeiten den ganzen Tag, und nach Feierabend geben sie ihr Geld aus, um am nächsten Tag wieder einen Grund zu haben zu arbeiten. Einfach glückliche Arbeitstiere. Und solange sie nicht schuffen oder konsumieren, können sie sich in Ruhe in ihre Löcher am Stadtrand zurückziehen und stören nicht das Straßenbild mit ihrer erbärmlichen Erscheinung. Ist ja auch in ihrem eigenen Interesse. Und wenn sie die Nacht unbedingt am Schreibtisch verbringen wollen – wer würde ihnen das verbieten?“

Doch Ole war für alle vernünftigen Argumente verloren. Er ver-

suchte verzweifelt, ein vollwertiges Mietshaus zu werden, um seine Lara zurückzugewinnen. Mal ließ er nachts die Türen offen in der Hoffnung, dass sich der eine oder andere Mensch in ihn verirren würde. Mit dem Ergebnis, dass die Hausverwaltung das Wachpersonal verstärkte und alles noch unmenschlicher wurde. Dann trieb er die Unterhaltskosten hoch, auf dass die Büros zusperrten und Platz für Mietwohnungen machten. Tatsächlich gingen die ersten Mieter pleite, was aber nur dazu führte, dass der Leerstand auch tagsüber anstchwoll. Irgendwann sollte seine Lara dann mit einem sozialen Wohnungsbau in ihrem Alter durchbrennen und Ole stellte das Tanzen endgültig ein.

Er lies sich gehen, hing mit Tiefgaragen rum, kompensierte seine Leere mit Unmengen Billig-Heizöl, bis er randvoll war und nicht selten wäre er fast ins nächtliche Kiezpublikum gekracht, hätte ihn Kalle nicht in letzter Sekunde aufgefangen. Es ging mehr und mehr bergab mit ihm, und irgendwann sollte er bei der stadtbekannteren Pennerin Elbphilharmonie landen. Und selbst die beneidete er, weil sie wenigstens Heimstatt für Obdachlose geworden war.

Kalle wiederum vermisste das Tanzen mit seinem Bruder so wie dieser seine Lara, und beide standen nur noch sichtlich geknickt am Kiez herum. Für sie hatte die Musik aufgehört zu spielen. Und der Super-Starchitekt verkaufte ihre hängenden Schultern auch noch als Design-Idee.

Kalles Geschichte und unser kurzer gemeinsamer Abend sollten hier enden, er nuschte noch etwas von einer Selbsthilfegruppe für Öffentlich Leerstehende, als die Tür aufging und ein ebenfalls angetrunkenen Astraturm ihn unter vielen Entschuldigungen packte und aus dem Lokal schleifte. Kaum war die Tür hinter ihnen zugefallen, ging sie auch schon wieder auf: Lara kam freudestrahlend herein. Ich atmete aus vielerlei Gründen hörbar auf und beschloss, nicht über diesen merkwürdigen Zufall nachzudenken. Stattdessen verließ ich mit meiner neuen Liebe unsere Stammkneipe früher als sonst. War mir doch wieder mal klar geworden: Wer immer nur um sich selbst kreist, steht irgendwann allein da. ●

● Markus Gölzer ist freier Texter und lebt seit 14 Jahren in Hamburg. Dass der 47-Jährige auch einen guten Draht zu den Sternen hat, beweist er auf Seite 98